

Zitierhinweis

Hahn, Philip: Rezension über: Daniela Hacke / Paul Musselwhite (eds.), *Empire of the Senses. Sensory Practices of Colonialism in Early America*, Leiden ; Boston: Brill, 2018, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* (ZHF), 45 (2018), 4, S. 31-33, DOI: 10.15463/rec.1450498931



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Meier sich der Problematik der kirchlichen Vielfalt einerseits und der freikirchlichen protestantischen Expansion andererseits durchaus bewusst ist, entgeht seiner eindeutigen Perspektive immer noch die mehrdeutige indigene und afroamerikanische religiöse Hybridität.

Wolfgang Reinhard, Freiburg i. Br.

Hacke, Daniela / Paul Musselwhite (Hrsg.), Empire of the Senses. Sensory Practices of Colonialism in Early America (Early American History Series, 8), Leiden / Boston 2018, Brill, IX u. 334 S. / Abb., € 135,00; als Brill MyBook € 25,00.

Der Sammelband bedient zwei aktuelle Forschungsfelder: die Globalgeschichte und die Geschichte der Sinne. Gegenstand der zehn Beiträge sind Fallbeispiele aus den englischen, französischen, niederländischen, portugiesischen und spanischen Kolonien in Amerika, wobei der Schwerpunkt auf den nordamerikanischen Kolonien liegt. Chronologisch deckt der Band das 16. bis 18. Jahrhundert ab. Die Bandbreite der Fallbeispiele zeigt, dass eine einfache Gegenüberstellung von Europäern hier und Indigenen dort verfehlt ist; sie belegen stattdessen die Ausdifferenzierung der im Kontakt zwischen den jeweiligen europäischen Eroberern, Siedlern, Missionaren und Naturforschern und den indigenen Bevölkerungsgruppen entstandenen „sensory repertoires“ (10). Sinnliche Wahrnehmung, so eine der Hauptthesen des Buches, musste angesichts der Konfrontation mit so vielen unbekannten Sinnesreizen erst einmal neu geordnet werden. Diese Beobachtung ist zunächst einmal alles andere als neu; John H. Elliott hat sie bereits 1972 gemacht. Doch versucht der vorliegende Band die traditionelle eurozentrische Sichtweise auf das Phänomen aufzubrechen. Methodisch wegweisend sind dabei zum einen praxeologische Anregungen aus der Soziologie (Andreas Reckwitz) und Kulturanthropologie (Monique Scheer), zum anderen die Postcolonial Studies.

Die Beiträge bedienen sich unterschiedlicher Strategien, um trotz der meist ausschließlich europäischen Perspektive der Quellen indigene Sinnespraktiken zu erfassen. Céline Carayon spürt in Beschreibungen und bildlichen Darstellungen des Handschlags zwischen Repräsentanten verschiedener nordamerikanischer Stämme und englischen und französischen Kolonisten einem „Subtext“ (66) nach, der Auskunft über die „agency“ der Indigenen gibt. Gemeint ist damit ein aus dem Bemühen um ethnographische Genauigkeit herrührender Informationsüberschuss, der nicht in der kolonialen Agenda aufgeht. Zudem beobachtet sie, dass die Gestik beider Seiten nach den ersten Kontakten nicht distinkt blieb, sondern sich zu einer interkulturellen Zeichensprache entwickelte. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch Michaela Ann Cameron im Bericht über einen akustischen Austausch auf Distanz zwischen Armouchiquois und Franzosen im heutigen US-Bundesstaat Maine im Jahr 1611. Sie rekonstruiert die jeweiligen akustischen Erwartungshorizonte und Strategien beider Seiten, wobei sie auch auf ethnomusikalische Studien des ausgehenden 19. Jahrhunderts zurückgreift und somit das Risiko eingeht, eine historische Entwicklung indigener akustischer Praktiken seit der Frühen Neuzeit zu ignorieren. Jutta Toelles Interpretation der „soundscapes“ südamerikanischer Jesuitenreduktionen thematisiert vergleichbare Probleme, doch gibt der von ihr ausgewertete Bericht Antonio Ruiz de Montoyas eingehender Auskunft über indigenen Widerstand gegen die Bemühungen um akustische Hegemonie seitens der Jesuiten. Andrew Kettlers Beitrag zur Bewertung des Geruchssinnes in der englisch-amerikanischen Botanik des 18. Jahrhunderts deckt komplexe Verflechtungen zwischen indigener Expertise und amerikanischen und englischen Untersuchungs- und Klassifikationsmethoden von Pflanzen auf: Während sich Botaniker in Europa im 18. Jahrhundert immer weniger für Gerüche interessierten

und Pflanzen stattdessen vorrangig nach optischen Kriterien klassifizierten, behielt der Geruchssinn in Nordamerika seine Bedeutung für die Erforschung unbekannter Spezies. Kettler kontextualisiert diesen Befund in dem Wandel von der Furcht der Siedler vor der Kreolisierung hin zu einem Selbstbewusstsein distinkter amerikanischer Sinnespraktiken. Für den aus europäischer Perspektive überragend sensiblen Geruchssinn nordamerikanischer Indigener liefert er allerdings leider nur wenige (europäische) Zeugnisse.

Die ambivalente Haltung der Europäer gegenüber besonderen körperlichen Fähigkeiten nichteuropäischer Taucher thematisiert der Beitrag Rebekka von Mallinckrodt: Einerseits machte man sich solche Fähigkeiten kommerziell zunutze, andererseits deklassierte man sie als animalisch. Hier wird ein weiteres Ziel des Bandes deutlich. Die Herausgeber wollen nicht bei der Rekonstruktion frühneuzeitlicher amerikanischer „sensesapes“ (das heißt spezifischer Sinnesreize und ihrer Wahrnehmung) verharren. Vielmehr wollen sie aufzeigen, dass diese integraler Bestandteil europäischer Zielsetzungen und Praktiken in ihren kolonialen Unternehmungen in den beiden Amerikas waren, etwa indem Hierarchisierungen der einzelnen Sinne und Normen der Wahrnehmung der Rechtfertigung des europäischen Vorgehens und der Untermauerung europäischer Überlegenheitsvorstellungen dienten. Solche kolonialistischen Sinneshierarchien, zu denen auch die sogenannte „Great Divide Theory“ von Marshall McLuhan gehört, gelte es zu hinterfragen. Damit gewinne die Geschichte der Sinne auch Relevanz für Fragen der politischen Geschichte wie etwa die Frage nach der Implementierung kolonialer Macht in Amerika. Genau hierzu bietet jedoch ausgerechnet der mit „Colonial Projects“ betitelte Teil des Bandes kaum geeignete Beispiele. Denn das von Kate Mulry analysierte Projekt zweier königlicher Gärten, die im England der Restaurationszeit zur Luftverbesserung sowohl im Umkreis Londons als auch in der noch jungen Kolonie Jamaika angelegt werden sollten und von denen man sich auch positive Auswirkungen auf die Siedler- und Großstadtgesellschaft erhoffte, gelangte nicht über das Papierstadium hinaus. Wie sehr vermeintlich überlegene Europäer von den klimatischen Bedingungen in den Tropen tatsächlich sinnlich überfordert waren, zeigt Annika Raapke eindrucksvoll anhand abgefangener Briefe aus der französischen Karibik. Ihr Aufsatz verweist darauf, welchen Beitrag ein sinnesgeschichtlicher Ansatz für die Interpretation von Kreolisierungsprozessen zu leisten vermag.

Dass die Zeitgenossen in Europa solche Sinneseindrücke nur medial vermittelt bekamen, ist auch nicht neu, doch bereichern die Beiträge von Marília dos Santos Lopes und Megan Baumhammer / Claire Kennedy die bislang meist auf visuelle Eindrücke beschränkte Perspektive, indem sie aufzeigen, auf welche Weise das Empfinden tropischer Wärme oder der multisensorielle Eindruck einer Ananas, deren Transport und Verpflanzung nach Europa zunächst nicht gelang, visualisiert wurden. Daniela Hacke geht dann einen Schritt weiter und interpretiert den Reisebericht Thomas Harriots, also den Text selbst, im Anschluss an Mary Pratt und Homi Bhabha als Kontaktzone, da er unterschiedliche Schichten der Herausbildung eines neuen „Sinnesrepertoires“ dokumentiert.

Die Vielfalt des Gebotenen ist beeindruckend, doch wirft sie auch die Frage nach dem Zusammenhang auf. Methodisch hätte man sich eine stärkere Profilierung der Sinnesgeschichte gegenüber anderen benachbarten Zugriffen wie der Körper- und Emotionsgeschichte gewünscht. Den gewählten praxeologischen Ansatz einfach nur von der traditionellen cartesianischen Dichotomie von Wahrnehmung und Kognition (4) abzugrenzen, genügt nicht. Vielleicht hätten die Herausgeber eine sinnesgeschichtliche Begründung für sensorische Spezifika des frühen Kolonialismus in Amerika versuchen können – in Abgrenzung etwa von Andrew J. Rotters „Empires of the Senses“ des 19./

20. Jahrhunderts, auf die sie sich mit ihrem Titel explizit beziehen. Die Qualität der einzelnen Beiträge ist unterschiedlich; manche weisen Wiederholungen auf, die vielleicht eine mitunter recht dünne Quellenbasis kaschieren sollen. Sie hängt jedoch nicht mit der Karrierestufe der Beiträger zusammen, die von Doktoranden bis zu etablierten Wissenschaftlern reicht. Alles in allem ist dies ein Band, dem es gelingt, das Potenzial des Forschungsfeldes vor Augen zu führen.

Philip Hahn, Tübingen

Freist, Dagmar, Glaube – Liebe – Zwietracht. Religiös-konfessionell gemischte Ehen in der Frühen Neuzeit (Bibliothek Altes Reich, 14), Berlin / Boston 2017, de Gruyter Oldenbourg, XII u. 504 S., € 79,95.

Im Jahr des Reformationsjubiläums erschien diese Habilitationsschrift, die sich den langfristigen Auswirkungen der Entstehung verschiedener Konfessionen auf das Leben von Familien widmet. Im Mittelpunkt stehen eheliche Verbindungen zwischen Angehörigen unterschiedlicher Glaubensrichtungen. Freist definiert ihren Forschungsgegenstand als „religiös-konfessionell gemischte Ehen“, um sich die Möglichkeit zu eröffnen, „das wechselseitig Konstitutive von konfessioneller Formung [von „oben“, A. H.] und religiöser Subjektivierung“ analysieren zu können (7).

Zeitlich setzt die Arbeit nach dem Westfälischen Frieden an, der den Status der Konfessionen in den Territorien des Alten Reiches regelte. Bis weit in das 18. Jahrhundert hinein kam es dabei allerdings keineswegs zu eindeutigen und damit mutmaßlich konfliktärmeren Verhältnissen, nicht zuletzt in Familien. Im Gegenteil: Während bis zum Ende des 17. Jahrhunderts Konflikte in „gemischten“ Ehen relativ selten aktenkundig wurden, stieg mit der wachsenden Zahl von Gesetzen und Erlassen im 18. Jahrhundert die Zahl der quellenmäßig greifbaren Auseinandersetzungen. Parallel dazu ist eine umfangreiche Diskussion auf politischer, gesellschaftlicher, rechtlicher und konfessionspolitischer Ebene zu beobachten, die zum Teil bis vor das Reichskammergericht führte.

Freist analysiert diese Entwicklung unter verschiedenen Blickwinkeln. Im ersten Kapitel stellt sie ausführlich und für die künftige Forschung grundlegend die Rechtslage auf den verschiedenen Ebenen (Städte, Territorien, Reich) sowie in den verschiedenen Konfessionen vor. Gern gesehen waren die „gemischten“ Verbindungen nirgendwo. Das zweite Kapitel ist den „Praktiken religiös-konfessioneller Formung: Fremd- und Selbstverortungen“ gewidmet. Die Autorin knüpft an die jüngeren Forschungen zu Konfessionalisierungsprozessen an: Keineswegs entwickelten sich in der breiten Bevölkerung rasch eindeutige Vorstellungen darüber, was genau die jeweilige Konfession an Einstellungen und Praktiken erforderte. Deshalb geht es Freist darum, Prozesse der Aneignung, erkennbar nicht zuletzt am Umgang mit religiös konnotierten Objekten, darzulegen und dabei verschiedene Perspektiven der Forschung miteinander zu verknüpfen.

Im dritten Kapitel werden in drei Fallstudien Territorien mit ausgeprägten Besonderheiten analysiert: das Fürstbistum Osnabrück sowie die Kurfürstentümer Pfalz und Sachsen.

Die Fallstudien sind jeweils analog aufgebaut: Auf die Schilderung der konfessionellen Grundstrukturen folgen Erläuterungen zur Entwicklung der Rechtslage, um vor diesem Hintergrund die „Umgangsweisen mit religiöser Pluralität im Alltag“ zu analysieren. Die konfliktträchtige Frage in jeder „Mischehe“ war weniger, wie die Partner ihren unterschiedlichen Glauben im gemeinsamen Haushalt praktizierten, sondern vielmehr, wie sich diese Konstellation auf die nachfolgende Generation auswirken